





Der Weg zum Ruhm

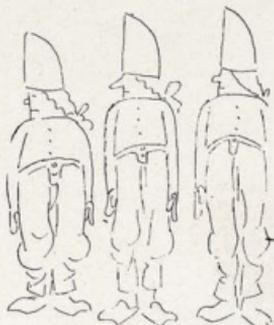
Als wir dieser Tage die Wochenschau besuchten, blickte uns von der Leinwand ein wohlbekannter Kopf entgegen, in dem wir die olympischen Süge des alten Geheimrates Goethe zu erkennen glaubten. Es war Gerhart Hauptmann, der seinen 74. Geburtstag feierte. Seit wir ihn vor zehn Jahren zuletzt sahen, bei einer Festausführung seines entzückenden Lustspiels „Die Jungfern vom Bischofsberg“, war er von unveränderter Frische. Mag es auch etwas stiller um ihn geworden sein, mag sich der Revolutionär, der die Weber schrieb, heute zum abgeklärten Weisen gewandelt haben: viele seiner Werke bleiben bestehen. Wie Hauptmann berümt wurde? Wir wissen es so wenig wie jener Filmdirektor, der vor wenigen Jahren wegen der Verfilmung eines seiner Dramen mit ihm verhandelte. Als das Honorar zur Sprache kam, forderte Hauptmann eine hohe Summe. Darauf der Filmmann: „Aber bedenken Sie doch! Wenn wir Ihr Werk verfilmen, werden Sie ja in ganz Deutschland berümt!“ Zu spät! Er war es bereits.

Unterhosen

Wir bitten die freundlichen Leserinnen, einen Augenblick fortsehen zu wollen, oder wenn sie schon ein Auge riskieren, das folgende nur aus einem Augenwinkel zu lesen. Es handelt sich um Unterhosen. Heute geht der Kampf nur darum, Konstruktionsfehler zu beseitigen und eine Unterhose so elegant und schicklich zu bauen, daß man in diesem Negligé Besuch empfangen kann. Denn immer noch finden sich auf dem Markt jene ewig offenstehenden Gebilde mit hängenden Hosenböden, in denen selbst der Heros des Proximites unmöglich ausgehen hätte.

Voch nicht zweihundert Jahre sind es her, da ging der Kampf um die Unterhose überhaupt. Friedrich der Große war es, der dieses unsichtbare Kleidungsstück bei seinen Soldaten einführt. Er stieß damit auf ähnlichen Widerstand wie mit der Einführung der Kartoffel. Denn viele Soldaten gab es zu jener Zeit, die sich in ihrer einzigen Militärhose so wohllich eingerichtet hatten, daß ein Unterbeinkleid ihnen dort wie ein Fremdkörper erschienen wäre. Ähnlich wie in neuerer Zeit um Fußlappen und Halsbinde, so wurde da-

mals beim Seere um Unterhosen gekämpft. Es wurden Unterhosen-Appelle abgehalten, wo der Unteroffizier nachsah, ob oben aus jeder Hose jenes Streifen Unterwäsche hervorlief, das den Beweis für das Vorhandensein des ganzen Stückes



liefen sollte. Manchmal aber kam es vor, so berichtet unser Sachmann, daß von der Unterhose nichts weiter vorhanden war, als dieser weisse Streifen, während man die unbequemen Hosenbeine kurzerhand abgehängt hatte. Es blieb also nichts anderes übrig, als die Männer (bitte meine Damen schauen Sie nicht hin!) nur in Unterhosen antreten zu lassen. Ein Bild, das in einer Amazoneuschlacht gewiß durchschlagenden Erfolg gehabt hätte.

Immer ehrlich

Teitelos war ein kluger Mann, ein geschickter Mann. Als er heraus hatte, daß aus alten Knochen noch alles Mögliche zu holen ist: Glyzerin, Leim, Knochenmehl, warf er sich auf dies Geschäft und wurde so mit der Zeit ein wohlhabender Mann.

Sein sechzigster Geburtstag wurde gefeiert, groß gefeiert: Der Festredner lobte ihn bis über den grünen Klee, was Teitelos für ein guter, was ein kluger, was ein reicher Mann sei. „Und was das Allerhöchste ist“, schloß er seine Rede, „ehrllich ist er gewesen, ehrlich — bis auf die Knochen!“

Der unsterbliche Rehbock

Die Süge nach Berlin sind voller Leute mit grünen Hüten, die die internationale Jagdausstellung sehen wollen. Überfüllt wie in den Tagen von Olympia sind die Berliner Hotels. Die ausgestellten Geweihe setzen die erfahreneren Ebemänner in Erstaunen, und über die Massen prächtig sind die Abteilungen der einzelnen Nationen. Inzwischen aber sind die deutschen Jäger nicht müßig geblieben. Da das Rehwild größeren Flurschaden verursacht hatte, fand bei Braunschweig ein größeres Treiben statt. Der Reichsjägermeister stellte die achtbare Strecke im Namen der Jäger dem Winterhilfsverein zur Verfügung. Von dieser Jagd erzählte uns einer der Teilnehmer eine Geschichte, die wir nur övyllich nennen können. Da unser Jäger das Gebiet nicht kannte, fragte er einen der Treiber, ob das Jagdrevier auch gut sei. Ja, erwiderte der Treiber. Aber was ich jagen wollte. Wenn Sie einen Rehbock sehen mit vier großen hellen Tupfen an der Seite, dann schießen Sie ihn bitte nicht. Die anderen Jäger schießen ihn auch nicht. Der gebort nämlich gewissermaßen dem Herrn Sanitätsrat. Es ist seine einzige Freude. In dem schießt er schon seit 1915.



Die Jugend

Zeichnungen von Max 00



Im Moor

Ernst Müller-Scheessel

DIE GROSSE SEELE

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Die große Seele gleicht der klaren Quelle:
Entsprungen, folgt sie ihres Falles Lauf,
Entstellend, wächst sie mit des Stromes Schnelle.
Kein Felsgebirg hält ihre Siegbahn auf.
Nicht lauschend auf der Wogen leises Weinen,

Die gern verweilt an der Ufer Grün
Sucht sie dem Ozean sich zu vereinen!
Die Wolken ihres Wesens Gleichnis glühn:
Wer sehnsuchtsstark sich will ins Meer ergießen,
Wird selbst zum Meer im Ineinanderfließen.



Heidelandschaft

Ernst Müller-Scheessel

DEUTSCHE MALER:

Ernst Müller-Scheessel

Ein Jahr ist vergangen, seit Ernst Müller-Scheessel, der Maler und Künstler seiner niederländischen Heimat, uns entziffen wurde. Wohl keinen gibt es, der ihn kannte und nicht um ihn getrauert hätte, um den bescheidenen, liebenswürdigen Mann, der so innig mit seiner Heimat und ihren Menschen verbunden war, daß er in der Erinnerung seiner Landschaft weiterlebt.

Ernst Müller wurde am 24. April 1863 in Scheessel bei Bremen geboren. Er gehört zu den Pionieren, die des Münchener und Düsseldorfer Akademiewesens satt, hinausgingen in die Natur, um unter freiem Himmel in ihre Geheimnisse unmittelbar einzudringen. Damals wurde die Malerkolonie in Worpswede gegründet. Ernst Müller aber ging, nachdem er acht Jahre als Glasmaler in Kanada tätig

gewesen war und in München zum Kunstgewerbe die Malerei hinzulernt hatte, in seine alte Heimat Scheessel, wo die norddeutsche Heidelandschaft ihn in ihren Bann schlug. Eigentlich kam er nur, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Aber er blieb.

Wahres und eheliches Empfinden, wie es nun einmal für das echte Kunstwerk unerläßlich ist, kennzeichnet sein Werk. So haben Manierismus und Effekthaberei dem Schaffen dieses Künstlers nichts anhaben können, weil er die innere Unwahrheit solchen Gebarens empfand. Ernst Müller malte nicht um irgendwelcher Probleme willen, sondern einfach, weil er malen mußte. Als sich einmal in heller Landschaft die Dorfjugend um seine Staffelei versammelte, und ein Bauernjunge ihn fragte: „Du, Onkel, worum

meerst dat vull“, gestand er sich selber, daß er diese Frage vernünftigerweise nicht beantworten konnte. Es zeigt von seiner Bescheidenheit wie von seinem Humor, daß er unbeschwert von jener Frage wie von dem eigenen Eingeständnis erzählte.

Seine Bilder sind ganz farbig, doch außerordentlich fein in den Tönen. Auch drangen sie keine kräftigen Töne auf und sind daher auch einfarbig kaum wiederzugeben. Die lebendige Natur seiner niederländischen Heimat sprach zu dem Künstler aus allen Dingen, und auf seinen vielen Streifzügen durch das Land wurde Ernst Müller-Scheessel einer der feinsinnigsten Kenner niederdeutscher Volkskultur. Viele Natur- und Bauendenkmäler seiner weitern Heimat hat er erhalten helfen. Durch die Anregung der Scheesseler Trachtenfestspiele hat er zur Neubelebung alter



Niedersächsischer Bauernhof

Ernst Müller-Scheessel

Volkbräuche beigetragen, und in Zeiten, als niemand daran dachte, daß das Gute so nabeliegen könnte, ist er im Verein für niedersächsisches Volkstum, den er mit begründete, ein Vorkämpfer für die Erhaltung niederdeutscher Sprache, Kunst und Sitte geblieben.

Viele alte Bauten, die dem Verfall und Untergang ausgeliefert schienen, hat Ernst Müller-Scheessel zu neuem Leben erweckt, und einige zu Heimatmuseen umgestaltet. Alle diese Bauwerke, die er unter Wahrung ihres ursprünglichen Geistes wieder hergestellt oder neugingerichtet hat, strahlen — wie seine Bilder — des Künstlers ruhiges, heiteres Wesen aus. In den Räumen, die er in Bremen und anderen Städten und Orten Nordwestdeutschlands gestaltete, konnte der Seelenfroß neuer Sachlichkeit nicht bestehen. Ein Bild von ihm, und Behaglichkeit, Leben und Wärme sogen ein. Sein Atelier hatte nichts von der erschreckenden Kahlheit und Vüchternheit, die manche Ateliers auszeichnen. Man fühlte sich dort zu Hause, unter dem hohen Dachstuhl mit den rauchgeschwärzten Eichenbalken, an dem großen Kamin.

Künstler sein heißt Mensch sein. Indem wir die Welt der Erscheinungen durchs Fenster der Seele betrachten, sehen wir in ihr etwas Persönliches. Bekannte Formen werden vertraut und reden zu uns. Eindringlicher aber als der Laie sieht diese zu

uns redende Umwelt der Künstler. Vertraute Gegenstände, Gesichter und Landschaften werden uns zu Persönlichkeiten eigenen Ausdrucks. Dem Künstler allein aber ist es vorbehalten, diesen Ausdruck seinen Bildern so aufzuprägen, daß sie zu uns reden, freundschaftlich werden und den Käufern ihren Geist einhauchen. Es ist ein heller, freundschaftlicher Geist, der dort wohnt, wo Bilder Ernst Müller-Scheessels hängen. Das Wesen der Heimat ist darin, ihre Luft und ihr Licht. Eine heitere Ruhe ist in ihnen: Mens sana. Mit solchen Bildern mag man gerne leben.

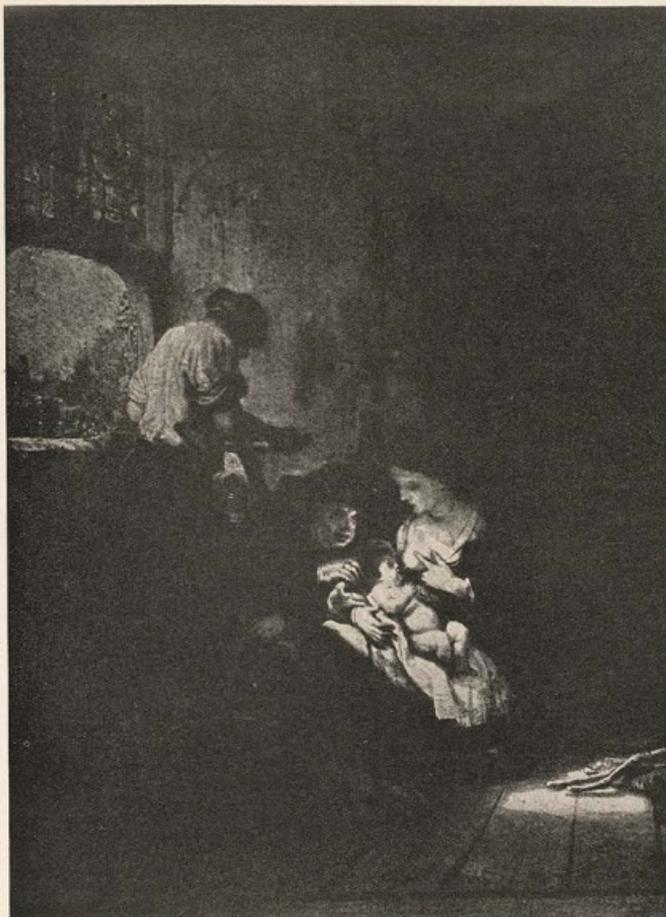
Seine Liebe zur Heimat, seine künstlerische und menschliche Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit haben Ernst Müller manche Ehrungen eingetragen. Unter anderem wurde er Ehrenvorsitzender des Bremer Künstlerbundes. Es war fast sprichwörtlich, daß er seine Bilder auf Ausstellungen in die schlechten Ecken und dunklen Winkel hängte, um einem jüngeren Kollegen, der nach seiner Meinung zu wenig beachtet wurde, einen besseren Platz geben zu können.

Als Lehrer an der Vorbilden Kunst- und Hochschule zu Bremen war er nach Kräften bemüht, die jungen Talente zu fördern. Sein Urteil war gerecht und unbefehlich, aber dennoch gütig und niemals herabziehend. Wo es etwas zu schlichten galt, wurde sein Schiedspruch angereuert und

nicht nur in künstlerischen, sondern in allen menschlichen Dingen galt sein Urteil als lenke Instanz. Er hatte keinen Feind, und wer zu ihm kam, der ging reichler und edler wieder weg als er gekommen war.

„Wenn wir dieses Mannes gedenken“, sagt der Dichter Rudolf Alexander Schröder in seiner Erinnerungsrede, „so gedenken wir eines vorbildlichen Freundes und vorbildlichen Künstlers, dem, nun er dahin gegangen ist, beides beizubehalten bleibt, das Nachleben im Kreise seiner Freunde, Mitbürger und Landsleute und darüber hinaus die Unvergänglichkeit seines künstlerischen Werkes.“

Es hat kein gewaltiges Kaufhaus im Blätterwald angehoben, als er die Augen schloß. Aber wieviel Augen haben sich gesehnet, wieviel Herzen sich bei der Nachricht von diesem Ginzang erschüttern lassen, auf wieviele Lippen hat sich das „unerfänglich“ gedrängt, das gerade mit diesem Abscheiden für uns bitter mahnend zugleich verknüpft war. Und wenn Ernst Müllers gemaltes Werk nur mit verhältnismäßig wenigen Tafeln in die öffentlichen Bildersammlungen gelangt ist, es wird leben bleiben, wird weiter wirken in dem häuslichen Kreise, für den es von Anfang an bestimmt war, es wird geliebt und gerühmt solange das Lob unserer Heimat von liebenden Lippen verkündet wird.“



Die Zimmermannsfamilie

Rembrandt

Wie die anderen Weihnacht feiern

Eine Reise in Gedanken rund um Deutschland / Von Erwin Karl Hornauer

Weihnacht — Weihenacht. Das deutsche Fest der Kinder. Julfest! Der Name ist heute in den skandinavischen Ländern noch heimisch für Weihnachten. Dort wurde der Christbaum wohl zum ersten Mal als Sinnbild und Schmuck der Weihenacht eingeführt.

„Good Jul!“

So sagt der Norweger, der schon im ersten Advent den Christbaum pflanzt und draußen, wenn er Landmann ist, eine Fasergarbe auf einen Wintermaien pflückt und sie auf den Misthaufen stellt, damit

sich des Tannenbaums Grün auf das Getreide segnend übertragen möge. Für den Nordländer ist das Julfest ein Fest der Fruchtbarkeit und vom ersten Advent an steckt man dort je ein Licht an den Christbaum, bis das letzte am heiligen Abend angebrannt wird und die Leute sich, ob

bekannt und unbekannt, mit dem Spruch „Good Jul“ begrüßen, was soviel heißt wie „Freudliche Weihnachten!“ Am heiligen Abend wird als Höhepunkt des festes der Lichterbaum angezündet, während der „Zultome“ in die Stube tritt, der Sankt Nikolaus und seine Weihnachtsrede hält und aus dem großen schweren Sack Äpfel, Nüsse und Leckerbissen an die Kinder gibt. Die Norweger haben ein schönes altes Weihnachtslied „Nu är det Jul igen“, es heißt zu deutsch „und es ist wieder Weihnachten“. Zwanzig Tage dauert dort das Weihnachtsfest und am letzten Tag, da Knut ist, tanzt man Weihnachten ut. So sagt der Volksmund. —

Schwedens Weihnacht

ist unserem deutschen fest wohl am ähnlichsten. Dort erwarten die Kinder im Zimmer neben dem Kamm, da der Lichterbaum steht, das Zeichen zum Eintreten und dann laufen sie der strahlenden Tanne entgegen und suchen nach Paketen und Kuchen und Puppen und nach ihren Wunschgeschenken. Ein großer Schinken, Keisbrei und Würste, das ist Schwedens traditionelles Julfestgericht. Dazu kommt das nirgend fehlende Hauptgericht, der „Lutjiff“, ein Fisch im braunen Daci, der besser schmeckt als alle Leckerbissen. Der „Blög“, der festtrunk, das ist Alkohol mit Rosinen, feigen, Nüssen und Äpfeln, der brennend serviert wird, bringt die Weihnachtsstimmung erst voll in Gang und daneben erzählt der Vater oder die Mutter die Sage von der Lichterjungfrau Lucia den Kindern, die einst den Jultrank von Haus zu Haus getragen haben soll. Eine Schlittenfahrt am kommenden Morgen beschließt das Weihnachtsfest in Schweden.

„Christmas“

meint der Engländer, wenn er Nippelweige über die Tür hängt. Einen gewissen Abend kennt England nicht, der Rundstund bringt Glockenschläge von Westminster und der Bischof hält eine Weihnachtspredigt, die meist höchst langatmig ist. Der Tannenbaum ist selten, und wenn er in einem Hause brennt, so ist er „importiert“ aus Skandinavien oder Deutschland. Erst der 25. Dezember ist der Weihnachtstag des Engländer, der heilige Abend ist sozusagen nur der Vorakt dafür. Die Kinder haben am Abend zuvor ihren Strumpf an die Betten gehängt, um die Gaben zu erhalten und am Morgen des 25. schauen sie erwartend in dieselben, in die „Santa Claus“, so sagt England zum Nikolaus, die Wunschgeschenke steckt. Die englische Weihnacht ist im Gegenjag zu unserer Weihnacht und der der skandinavischen Länder nüchtern. Bälle, Einladungen mit viel Mummenschanz wie im Karneval, das sind die Weihnachtsergnisse auf dem Inselreich. „Is und trink gut“ ist das Motto. Ein riesiger Puter wird verpfeift

und dann kommt die althergebrachte Mahlzeit „Der Plumpudding“, die aus 25 Teilen besteht und mit Rum übergossen und brennend aufgetragen, gegessen wird. Der zweite Weihnachtstag, der sogenannte „Boringday“ trennt die Kinder, die sich Märchen erzählen von den Erwachsenen, die ihren „Kostümball“ aussuchen. —

Frankreich

singt „mon bon sapin“ zur Weihnacht oder „La belle nuit“, zu deutsch „die schöne Nacht“, was der französische Deutschland übernommen hat. Sankt Nikolaus und Tannenbaum sind selten. In der Bretagne kennt man wohl den Christbaum, aber auch nur vereinzelt und lieber hängt der französische nach Art des Engländers einen Nippelzweig ins Zimmer. Die Kleinen schreiben ihren Wunschzettel und am Morgen des Christtags nehmen sie ihre Geschenke in Empfang. Etwas Besonderes



bietet den Franzosen die Punkt 12 Uhr am heiligen Abend überall stattfindende Mitternachtsmesse, die mit schönen musikalischen Darbietungen ausgefüllt ist und nach der sich im Kreis der familie ein feißchmaus mit Austern und Gänseleber anschließt. Schon Wochen vor dem Weihnachtsfest sind in Frankreichs Städten und Dörfern die sogenannten „Reveillons“, die öffentlichen Weihnachtsfeste in den Lokalen, die als „Festrummel“ in vielem Sekt ertrinken und bei denen es mit Lärm und Toben wenig weihnachtlich zugeht. Mitten in das Tanzvergnügen hinein erscheint der „Dere noel“, der Weihnachtsmann und teilt Gaben aus, wofür er seinen „Oculus“ erhält. Die Tage bis Silvester, die der französische noch zur Weihnacht zählt, vor bringt man dort meist auf Keifen, so nach der Riviera, nach Marseille und Toulon, wo Frankreichs Bürger die glanzvolle „nuit des Noel“ verbringen, die Sankt Nikolaus-Nacht. Es ist aber dort alles mehr Fasching als Weihnacht in unserem Sinne.

Italien

hat wenig Weihnachtsbräuche. Unter einem fast immerblauen Himmel kommt

Weihnachten, wie wir es kennen, kaum auf. Die „pifferi“, das waren die Dudelsackpfeifer, gibt es fast nicht mehr, sie haben um die Jahrhundertwende ihre Weihnachtstreifen eingestellt. Auf der „Piazza Navona“ herrscht jedoch ein richtiger Weihnachtsbetrieb. Da sieht man Buden mit Krippen, Figuren, Leckerbissen und Obst und allerlei Süßigkeiten. Der Tannenbaum fehlt gänzlich in Italien. Aber gleich bleibt mit allen anderen Ländern zur Weihnachtszeit der Wunsch nach gutem Essen. Ein fetter Kal, Sardellenauce und Makkaroni und als Nachtisch „torrone“, das ist Mandelkuchen, das sind Reste altromischer Luftkussgenüsse. Und wie in Frankreich ist Mummenschanz und Tanz der Weihnachtswunsch des Italieners, der Weihnacht als Karnevalsbeginn aufsaßt, wenn auch die Mitternachtsmesse in den römischen Domen zur Inbacht mahnt. Im Süden Italiens kennt man noch zuweilen alte Weihnachtsriten und Gebräuche, die an unser fest erinnern. Die Krippe steht in jedem Haus, auf den Straßen werden große bunte Umzüge veranstaltet und der Tanz der „Tarantella“ und manchmal auch ein Dudelsackpfeifer sind Überbleibsel aus einer vergangenen Zeit, denn mit einem frischen Feuerwerk als Höhepunkt des festes der ganze letzte Hauber genommen wird. —

Je mehr wir dem Süden entgegenkommen, desto weniger ist von Weihnacht, wie wir es uns vorstellen, eine Spur zu finden. Deutschland und Skandinavien haben den alten schönen Brauch der Weihnacht erhalten, den wir nicht missen möchten. Es gibt eben nur hier Weihnacht = Weibnacht, das fest des Dankes, der Hoffnung und der freude, das nur der nordische Mensch bejünglich feiert.

Gedanken fedjners

über den Glauben

Glauben ist fürwahrhalten dessen, was nicht durch Erfahrung und logischen Schluß gewiß ist.

Unglaublich ist, was alles in der Welt geglaubt wird, und von allem, was geglaubt wird, wird auch das Gegenteil geglaubt.

Ein Glaube wurzelt im andern.

Der Glaube geht über das Wissen hinaus und vervollständigt unser Weltbild. Denn dieses ist überwiegend eine Sache des Glaubens.

Die Analogieschlüsse aller Geisteswissenschaften sind Sache des Glaubens.



Albrecht Dürer

GUTER KAMERAD SEPPERL

Eine Weihnachtserinnerung von W. S. Bärkmaier

1917 hausten wir in dem zerbrochenen Bailloul an der Trassfront. Wellblechbaracken waren unsere Unterkünfte, notdürftig zusammengedicktes Mauerwerk diente als Geschützraum für den Detaillionsstab. Eine trostlose Öde, dieses Dorf, und noch dazu ein Aufenthalt, der einen nie zur Ruhe kommen ließ, da er im Feuerbereich der französischen Geschütze lag.

Unsere einzige Freude war der Heine Sepperl, ein noch junger Hund von schwer zu bestimmender Rasse. Die langen Ohren hatte er vom Spaniel, seine kurzen Beine ließen auf Dackelbeziehungen schließen und sein struppiger Kopf sah sehr nach Affenpincher aus.

Sepperl war ein Franzose. Beim Marsch durch ein Nest in der Nähe von Douai hatten wir ihn mitgenommen. Den Namen Sepperl bekam er gleich am ersten Tag der Bekanntschaft vom Küchen-

gefreiten Bergemann, der auch seine weitere Betreuung übernahm.

In Bailloul offenbarte sich Sepperls Heldennut. In den ungefähr 5 Kilometer abgelegenen Stellungsräumen ging es seit Tagen heiß her. Die Franzosen überführten sich in Teilangriffen. Meldungen deuteten auf eine bevorstehende Offensive hin.

Nicht lange darnach, am Weihnachtstag, setzte um die fünfte Morgenstunde ein Trommelfeuer ein, das sogar in unserer Ortsunterkunft die Wellblechbaracken erzittern machte und mit seinem unaufhörlichen Dröhnen den Eindruck erweckte, als wären sämtliche Eisenbahnzüge der Welt im Anrollen.

Gedächtnisbereitschaft war befohlen. Alles mußte in Stellung, sogar die „Abkommandierten“, d. h. Kompagnieschreiber, Köche, Zandwerker und dergleichen. Natürlich war auch der Küchengefreite Bergemann zum Ausrücken befohlen.

Als alle marschbereit standen, war unser Sepperl an Bergemanns Seite. Der quälte sich um das Tier. Was sollte aus ihm werden? Nach vorne mitnehmen konnte er ihn nicht. Wir beratschlagten und beschloßen, Sepperl an die Feldfüße zu binden. Der eine oder andere würde ja zurückkommen, und, sollte das Schlimmste eintreten, so kamen doch irgendwie Nachfolger nach Bailloul, seien es nun Ablosungstruppen von uns oder gar Franzosen. Um Sepperl nicht hungern zu lassen, stellten wir einen großen Eimer Wasser und einen reichlich gefüllten Futtertrog in seine erreichbare Nähe.

Als wir abzogen, winkelte Sepperl in allen Tonarten, riß und zerete an dem Strick und gab alle Anzeichen, daß er mit dieser Gejangenetzung und Ausschließung von unseren militärischen Vorhaben nicht einverstanden war.

Gefreiter Bergemann war bei der Gruppe Schöttler eingeteilt worden, die im zweiten Graben Stellung bezog. Der Ausdruck Stellung ist allerdings übertrieben, denn der Ort war nicht viel mehr als ein aufgewühlter Dreckhaufen, der für die links und rechts einschlagenden Geschosse einen armseligen Schutz bot. Nach einer Stunde schon war jeder einzelne der darin Ausbarrenden mit einer dicken Lehmkruste überzogen.

Zwanzig Stunden schon dauerte das nervenermüdende Herumliegen und Abwarten. Gefreiter Bergemann wurde bestimmt, nach hinten in die 3. Stellung zu gehen und von dem dort errichteten Notproviantlager etwas Esbäres zu beschaffen. Mit einigen Feldspießen und leeren Sandsäcken beladen, machte er sich auf den Weg. Aber er kam nicht weit. Schon im ersten Laufgraben erreichte ihn sein Schicksal. Ein Granatplitter trax ihn am Kopf und warf ihn nieder. Tiefe Ohnmacht umfieng ihn.

Es mochten Stunden vergangen sein, als er durch ein regelmäßiges Keiben an der Stirn zu sich kam. Er öffnete mit Mühe die Augen. Es dauerte einige Zeit, bis er den Sepperl erkannte, der dicht an seinem Kopf lag und an der Stirnwunde leckte. Ein Stück von dem Strick, an den Bergemann das Tier gebunden hatte, streifte ab und zu über das Gesicht des Gefreiten. Da hatte sich also das treue Tier losgebitten, um zu ihm zu gelangen! Mit einem leisen Lächeln um den Mund verfiel Bergemann wieder in das fieberhafte Nichts.

Ein Sanitätsstrupp hat die beiden dann gefunden. Da Bergemann seinen Liebling frampfhaft umschlungen hielt, brachten sie das Tier mit ins Feldlazarett. Nach längerer Zeit erst wurde Bergemann einem Heimatlazarett überwiesen. Natürlich nahm er Sepperl mit.

Heute ist Sepperl lange tot. Er liegt in einer Ecke auf Bergemanns Hof begraben. Und jedes Jahr, am Weihnachtstag, legt der ehemalige Küchengefreite ein Blümchen auf das Grab seines treuen Kriegeskameraden.

Der Weihnachtsbummerang

Von FERT LINDH

Der Kunstgewerber Adam Lindner schritt im Atelier auf und ab und paffte Wolken aus seiner Stummelpfeife. Es war bei seinen bescheidenen Mitteln wirklich nicht leicht, ein Weihnachtsgeschenk für einen Prokuristen ausfindig zu machen. Der hatte ihm während des Jahres mehrere Aufträge verschafft, und man wollte sich nun mit einer Aufmerksamkeit dankbar erweisen. Nur womit, das war die Frage.

Adams Blick überflog die Stellagen und Möbelsimse. Da stangen lunterbunt seine Arbeiten, zumeist unverkäufliche oder halbfertige Gegenstände. Am gelungensten nahm sich ein dicker Stoffmops aus, weiß und mit schwarzen Partien. Aber der Mops war eigentlich für Fraulein Ella gedacht, die an der Kasse des Kinos saß und ihm zuweilen einen freiplatz zukommen ließ. Man mußte also für den Prokuristen etwas anderes finden.

Adam stieß einen Pfiff aus, als er unter alten Zeitschriften einen braunen Karton erspähte. Jetzt hatte er es! Das war das

Nichtige! Er zog die Schachtel hervor und öffnete sie. Es war alles noch gut erhalten. Und er griff nach dem Staubtuch und begann Stück um Stück blank zu reiben: die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löcher, den marmornen Brieföffner, und den marmornen Federhalter. Sicherlich würde der Prokurist an diesen Dingen seine Freude haben!

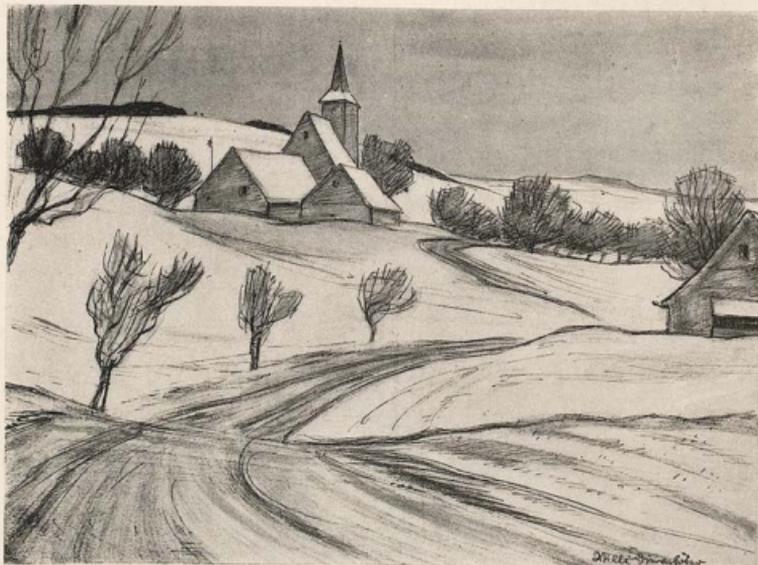
Adam setzte sich hin, schrieb Gesegnete Weihnacht und seinen Namen auf eine Leinenkarte, befestete mit goldener Bordel ein Tannenreis dran, verpackte das Ganze und trug es zur Post. Das war sechs Tage vorm Heiligabend. Nun würde es der Prokurist noch rechtzeitig erhalten, che er seinen Weihnachtsurlaub antrat.

Herbert Wiesmüller, der Prokurist, hatte Weihnachtseinkäufe gemacht. Als er, den Arm voller Päckchen, vor der Simmertür stand, ärgerte er sich. Er hatte vergessen, an seinen Freund Arthur zu

denken. Unbedingt mußte er ihm eine Freude machen!

Was lag denn dort auf dem Tisch? Ein Paket? Wahrhaftig, ein Weihnachtspaket!

Er schnitt die Verschmörung herunter und entnahm dem Karton ein schwarze, vierteilige Schreibgarnitur. Gerichtlich gleifte der Marmor im Lampenlicht. Absender Adam Lindner. Der gute Kerl! Hat sich in Unkosten gestürzt, um ihm eine Freude zu machen. Nubrend! Nur, mit Verlaub, was sollte er mit den schweren, unpraktischen Dingen anfangen! Er hatte seinen Füllfederhalter und brauchte keinen andern. Sein leichter Tintenfüll war ihm lieber als diese steinerne Tintenwalse. Und sein Federmesserchen, ein Andenken an Lotte, schnitt jeden Brief auf. Aber da kam ihm ein Gedanke! Wie wäre es, wenn er mit dieser Schreibgarnitur Arthur's Weihnachtsgeschenk bespritzt? Eine gute Idee! Und der Prokurist packte alles wieder ein: die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löcher, den marmornen Brieföffner, und



Fränkische Winterlandschaft

Willi Diernhöfer

den marmornen Federhalter. Dann nahm er seine Visitenkarte, band mit silberner Bördel einen Tannenzweig dran, legte den Gruß obenau und machte das Paket verpackfertig. Das war vier Tage vorm Heiligabend.

Arthur Döbel, ein bekannter Rechtsanwalt, war seit kurzem verheiratet. Als er mittags nach Hause kam, fragte seine Frau, ob er ein Weihnachtsgeschenk, das etwas darstelle, für die Kaiserin-Ella vom Kino wüßte. Denn eine Aufmerksamkeit sei sie ihrer alten Bekannten schulbig, die ihr früher manden Freiplatz hatte zukommen lassen. Der Rechtsanwalt dachte einen Augenblick nach. Ja, sagte er, er wüßte und hätte etwas Geeignetes. Da sei nämlich heute morgen ein Paket in der Kanzlei eingetroffen mit einer schweren marmornen Schreibgarnitur. Das Geschenk machte zweifelsohne Eindruck, aber für ihn persönlich komme es nicht in Betracht. Er würde auch weiterhin seinem alten, tintenbefleckten Schreibgriffel die

Treue halten. Auch sein Löffler aus Aufbaumholz erfülle vollauf seinen Zweck.

Nachmittags wurde die Schreibgarnitur in der Kanzlei abgeholt. Frau Döbel nahm eine neue Schachtel und legte die Teile, liebevoll mit Tannenzweigen umwickelt, in ein Netz grüner Wolle hinein: die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löffler, den marmornen Brieföffner, und den marmornen Federhalter. Dann schrieb sie ihnen und ihres Mannes Namen auf eine Weihnachtskarte und verschürnte das Angebinde. Zwei Tage vorm Heiligabend ging es ab.

Fräulein Ella Zeller, die Kassadame des Kinos, fand zwei Pakete vor, als sie am Heiligabend nach Hause kam. Zuerst packte sie einen dicken Stoffmoss aus, weiß und mit schwarzen Partien. Sie hatte helle Freude daran. Lindner Adam war doch ein feiner Bursch! Dann öffnete sie das andere Paket und fand eine vierreilige Schreibgarnitur vor, aus schwarzem Mar-

mor gefertigt. Ella schätzte den Preis des Stückes auf mindestens fünfzehn Mark. Aber die Frau eines angeesehenen Rechtsanwalts konnte sich das schließlich leisten. Die Garnitur war ein Paradestück. Ella moß den Federhalter auf der Handfläche. Welch eine Last! O nein, niemals würde sie damit schreiben. Sie besaß ihren kleinen Füller, auf dessen Goldfeder zehn Jahre Garantie lagen. Und um ehrlich zu sein, mußte sie zugeden, daß ein einfaches Löffelblatt ihr lieber war als dieser schaukelnde Großstein aus Marmor. Und gar erst das Schwert von einem Brieföffner! Meiner Treu, damit konnte man ja einen Menschen erschlagen! Nein, nein, sie würde bestimmt bei ihrem Eisenkrieger bleiben.

„Gerrgott, da kam ihr ja ein Gedanke! Ob es wohl angängig ist, ein Geschenk wieder zu verschicken! Sicherlich würde Lindner Adam als Kaufgewerber diese Bildhauerei in Marmor besonders schätzen. Er würde Geschmack daran finden, während das Prunkstück bei ihr nutzlos im Vertiko hünde. Und sie setzte sich gleich zum Schreiben, wünschte ein frohes, geeignetes Christkind, bedankte sich für den schönen Mißgriff, wickelte die Garnitur wieder ein, und vergaß auch das Tannenzweig nicht. Eine halbe Stunde später war das Paket aufgegeben. Es ging durch Lilboten, und Lindner Adam würde es noch am Abend erhalten.

Kampf um den letzten Christbaum



Und er erhielt es! Er gab dem Ausbringer ein gutes Trinkgeld, so sehr freute er sich über das Paket mit dem Abender Ella Zeller. Was es wohl enthalten würde! Vielleicht Seesjalien! Kartmusch, Lachsfilets, Christkollen, Zigaretten! Und er griff zum Messer, wendte die Klinge am Oberrand, schnitt schnipp und schnapp durch die Bindfadenkreuze, schälte die Fülle von der Schachtel und öffnete sie.

Zuerst wickelte er verdutzt einen marmornen Federhalter aus, dann einen marmornen Brieföffner, dann einen marmornen Löffler, und zuletzt eine marmorne Platte mit einem riesigen Tintenfaß. Dann drehte er erschrocken die Platte um und guckte nach einem kleinen Kratzer. Nichtig! Es war seine eigene Schreibgarnitur! Er schloß plötzlich ein Bibbern im Zwischell. Sein Mund wackte, seine Augen wurden klein, und dann plagte er heraus und lachte, lachte aus vollem Galse, daß ihm die Tränen kamen.

Als er sich wieder beruhigt hatte, ging er hinunter, um Zigaretten zu kaufen. „Sie strahlen ja über das ganze Gesicht, Herr Lindner“, sagte die Inhaberin, „was hat denn das Christkind Schönes gebracht?“

„Einen Bumerang“, sagte Adam geheimnisvoll.

„Einen Bumerang? Was ist denn das?“
 „Das ist ein Ding, das wieder zurückkommt, wenn man es fortgeschleudert!“

Jedenfalls hab i doch no den schönern Baum derwischt, als Du mit Deim Federwisch

Maxen



Ski-Fahrer

W. Döhler

NERVEN UND SKISPORT

Von Toni Brundobler

Es gibt Leute mit empfindlichen Nerven, es gibt Leute mit hoch- und hochstempfindlichen Nerven und es gibt auch Leute, die gar keine Nerven haben. Und ich wünsche dem Leser, daß er zu der letzten Gruppe gehört.

Frau Anita Zimper gehörte nun leider zu den Menschen mit höchstempfindlichen Nerven. Sie selbst nannte sich: eine „äußerst sensible Natur“. Und als sie alle Mittel und Mittelchen genommen und geschluckt hatte, die es für schwache und empfindliche Nerven gibt — es sind sehr viele —, schreckte sie schon zusammen, wenn auch nur eine Fliege an ihrem Ohrchen vorbeijumpte. Tja, so weit war es mit ihren Nerven.

In dieser höchsten Not hatte sie einmal etwas mit ihrem Hausmeister zu besprechen und ging zu ihm in die Kellerwohnung. Der saß in seiner Stube und las die Zeitung. Dazu bellte der Hund, das Kind schrie, der Kanarienvogel zwitscherte, der Radio spielte überlaut, der größere Bub spielte herzerreißend auf einer Trompete und die Milch Kochte gerade über. Und der Mann saß ruhig dort und las die Zeitung.

„Ja, haben Sie denn gar keine Ner-

ven?“ Frau Anita hielt sich entsetzt die Ohren zu und sank auf einen Stuhl.

„Was moant die Gnäfrau? Gar Wie bitter? Nervent? Is ma nij bekant.“

„Aber jeder Mensch hat doch Nerven. Er braucht sie zum Sehen, Hören, Empfinden, Fühlen —.“

„So. Nachat wer i schon aa oa baamt. Sehn tua i guat und hearn aa.“

„Sie verstehen mich falsch. Ich meine die Nerven, die — —. Ich meine, wie ist es möglich, daß Sie bei dem Lärm Zeitung lesen können.“

„Oh, der Roman da is pfundig. Mögn S' aa lejn?“

„Ich meine, ob Ihnen der Lärm nicht auf die Nerven geht?“

„Ah, jegar versteh i die Gnäfrau. Sie moant die spinnatu Nervon, do wo — do wo ma moant, wenn ma sagt, die überspannte Nocht geht ma auf d' Nervon. Do moant die Gnäfrau, nöti! Alsdann, von dene Nervon spür i gar nij nöti. Kann sei, indem i allawei im Winter hoam fahr auf Zintereckbach hintri, wo der Winterstort ist und — —.“ Der Hausmeister sah erstaunt auf, denn die Gnäfrau saß nicht mehr neben ihm.

Eine Stunde später saß Frau Anita im

Jug und fuhr nach Zintereckbach. Wintersport, das war die Rettung! Daß ihr das nicht früher eingefallen war? Sie wunderte sich selbst darüber.

In Zintereckbach nun gibt es keine Hotels und keine Kurhallen und das ist gut für die Nerven. Nur eine Wirtschaft ist dort, der Wirt „zum goldenen Bann“. Frau Anita Zimper meldete sich gleich bei dem freundlichen Wirt zum Skifurs. Da schüttelte der erstaunt sein fettres Haupt: „Ja, hat denn die Gnäfrau überhaupt Schier dabei?“

Frau Anita spürte ihre Nerven. Wie konnte sie auch darauf vergessen! Sofort sandte sie ein Telegramm an ein Sporthaus und schon am nächsten Tag kamen Bretter an, herrliche Bretter mit allem Zubehör und dem modernsten Anzug. Anita zog den Skianzug an und ließ ihn erst zwei Tage bei den Eingeborenen von Zintereckbach bewundern. Dann nahm sie die Skier unter den Arm und meldete sich beim Ragner Flori, dem Skilehrer. Der Flori war ein Bärenkerl, ein Mann ohne die geringsten Nerven. Auch hatte ihn der Wirt schon auf Anita aufmerksam gemacht. „Flori“, hatte er gesagt, „Flori, tua ma auf do aufpassn und tua nöti zu

grob umgeh mit derer, dō is a bisfl spin-
nat. „Aber sonst, sonst is f ganz guat.“
Dabei hat er den Daumen am Seigefinger
gerieben und der flori hatte das wohl
verstanden.

Also gab er Anita eine Stunde mit
Engelgebild Aufklärung, wie man die
Bretter anschnallt. Da sie es nach dieser

Zeit immer noch nicht konnte, schnallte er
sie ihr an. Anita tat einen Schritt und
versag schmerzhaft den Mund. „Ich kann
es nicht ertragen, ich ertrag es nicht.“

„Ja, was denn?“ fragte flori gemüt-
lich. Die Kube bewahren, war hier die
Sauptache. „Das Anrücken der Skier
auf dem Schnee. Es geht mir durch und

durch.“ „Damische Tockn“, dachte sich
flori, holte Warte und verstopfte ihr da-
mit die Ohren. „Mei, der Schnee is halt
groon, nōt. Da kracht er halt, nōt. Un-
schuldigens scho.“ flori verbeugte sich
wie ein Weltmann.

Der Schnee is so furchtbar weiß. Mir
schmerzen die Augen.“ flori setzte ihr eine
dicke Schneebille auf. „Stecht sie mir
aber auch?“ fragte Anita. „Je weniger
dasi ma sieht, desto schöner sande“, knurrte
flori.

Anita macht den zweiten Schritt. Da
flog ein Kube vorüber und schrie so laut,
dasi der Schrei durch die Warte drang.
Sie schreckte zusammen und behauptete,
bei solch gräßlichen Tönen könne sie nicht
Ski fahren.

„Dōs fönnans ja sowieso no nōt“,
brumnte flori schon fast ärgerlich.

Anita machte den dritten Schritt. Da
schwand der Boden unter ihren Füßen
und sie lag im kalten Schnee. Gellend
schrie sie auf und schlug wild um sich.
Trotzdem kam sie nicht hoch, wurde dabei
ganz aufgeregt und kam immer tiefer in
den Schnee. „Füasi in d' Hōh!“ befahl
flori. Dann sah er jedoch ein, dasi hier
jedes Reden umsonst war; er hob die
Kappelige auf.

Anita spürte ihre Nerven. Sie reinigte
sorgfältig ihr neues Kostüm und kam da-
bei etwas in Bewegung, rutschte den
nahen Gang hinunter, die Füße gingen
ihre auseinander, als wollte ein Stein nach
Norden und das andere nach Süden. End-
lich fiel sie und folterte wie eine lebendige
Lawine den Gang hinab. flori fuhr ihr
in elegantem Bogen vor und hielt sie auf.
Anita konnte erst eine Weile nichts reden,
so tödlich erschrocken war sie. Doch als
sie sich erholt hatte, befahl sie, ihr die
Bretter abzuschnallen und sie in das Gast-
haus zu führen. Und dort beschwerte sie
sich beim Wirt über diesen Skilehrer, der
nicht wisse, wie man eine Dame zu behan-
deln habe.

Der Krach, den der Wirt darauf dem
verdatterten flori schlug, konnte sich
sehen lassen. flori fragte sich verlegen
hinter den Ohren und versprach dem Wirt,
die überspannte Tockn wie ein Porzellan-
figürchen zu behandeln.

Die nächsten vierzehn Tage brachten für
Anita ständig wachsende Freude und Er-
holung, für flori Ärger und eine Stief-
wut, die er nicht herauswettern durfte,
sondern still in sich hineinfressen mußte.
Anita lernte zwar nicht das Skifahren,
sondern nur Brettlaufen, aber sie be-
kam Nerven, Nerven so gesund und stark,
dasi sie frohlockend heimkehrte, sie habe
gar keine Nerven mehr. Während sie das
schrieb, wollte flori, der ehemalige
Bärenkerl und Mann ohne Nerven, zum
Wirt und ließ sich, matt und nervös zu-
sammenfahrend, auf einen Stuhl fallen.
„Wirt“, röhnte er dabei, „Wirt, schau
dir um an andern Skilehrer. I föo
nimma. Meine Nerven sand ganz bi!“



Weihnachts-Vorfrende

Alfons Graber



Waldbach

Heinz Kistler

Beine an der Wand ...

Eine heitere Golbein-Anekdote / Von Theodor Mühlisch

Vor einigen Jahren noch konnte es geschehen, daß der Fremde, der Basel besuchte, vor einem Haus plötzlich verwundert stehen blieb und den sonderbaren Wandschmuck betrachtete, der die Vorderfront des Hauses „zierte“. Gewöhnlich lachte er oder schüttelte ungläubig den Kopf; der Besitzer des Anwesens mußte ein sonderbarer Kauz sein, der seinen Mitmenschen eine lustige Nase drehen will, oder aber er besaß ein verschrobenes ästhetisches Empfinden, das geradezu strafbar war. An der schmutzgrau über-

tünchten Wandfläche prangten nämlich ein paar nackte behaarte Männerbeine, ohne alles Drum und Dran; sie baumelten lustig an der Wand, und der Fremde suchte vergebens nach dem dazu gehörigen Körper, er war nicht zu finden, jaß wie bei einem guten Suchbild.

Achselzuckend ging endlich der Fremde seines Weges, traf er aber auf einen Einheimischen und deutete fragend nach dem sonderbaren Wandgemälde, so konnte er von dem schmunzelnden Munde eine gar sonderbare Geschichte hören, die die

Künstlerische Entgeißung vollkommen rechtfertigte.

Vor langer, langer Zeit, etwa im Jahre 1515, lebte in Basel ein junger Maler. Lustig, wie das Künstlervölkchen nun einmal ist, liebte er den Wein, den man in der Schweiz schon immer gut und billig bekommen konnte, mehr als das Wasser. Da er dabei das Unglück hatte, kein Geld zu besitzen, war er mehr als eines Weinswirts Schuldner geworden. Einer von diesen, der für leichtsinnige junge Maler wenig Verständnis hatte und nicht warten

wollte, bis der Lustikus dereinst ein berühmter Mann würde und somit seine Schulden bezahlen könnte, zwang den jungen Mann, als Entgelt sein Haus zu überlinden, andernfalls er ihn in den Schuldturm sperren ließe. Da der Jünger der Kunst mit diesem keine Bekanntschaft schließen wollte, willigte er zeugend in das beleidigende Begehren, und die Wäfler konnten in den folgenden Tagen den jungen Künstler beobachten, wie er verbissen mit wichtigen Pinselstrichen die Hausfront seines Gläubigers bearbeitete. Dabei stand eine strahlende Sonne am Himmel und sandte ihr sengenden Glut in die Erde hernieder — es war nämlich mitten im heißen Sommer —, und dem Manne rannen Schweißbäche den Körper hinab; seine Lockenmähne klebte ihm am Kopf, und seine Zunge hing ihm wie ein ausgebreiteter Glockenschwengel im Gaumen.

Kein Wunder, daß der Wirt das Gerüst öfter, als ihm lieb war, leer fand, wenn er

sich vom Fortschreiten der Arbeit überzeugen wollte, und er in gar manchen Weisfinken Umshau halten mußte, bis er den dürstigen Streiker hinter einem vollen Becher aufstöberte. Da er dieser Kriminalistischen und für sein Büchlein etwas anstrengenden Tätigkeit bald überdrüssig wurde, bestellte er kurzerhand einen Wächter, der den Arbeitsunwilligen „beschatten“ mußte.

Die Arbeit war noch nicht beendet, die Sonne wurde immer unbarmherziger gegen den jungen Mann. Da sein Durst dabei immer größer wurde, sann er auf eine List, den Wächter zur Tür herauszuschau, glaubt er die Beine des Malers zu sehen, wie sie vom Gerüst herabtaumeln. Zufrieden kehrt er in seine

Ein Lächeln huscht über die Züge des Künstlers: flugs greift er zum Pinsel, malt und malt in hastigen Strichen ein Paar Beine an die Wand, die den seinen gleichen, und so oft nun der Wächter zur Tür herauszuschau, glaubt er die Beine des Malers zu sehen, wie sie vom Gerüst herabtaumeln. Zufrieden kehrt er in seine

Behauung zurück, glaubt er doch den Jüngling bei der Arbeit. Währenddessen sitzt dieser kreuzfidel in einer schattigen Weinkneipe und bedauert, daß das Gery ihm lacht.

Das ist die Geschichte der paar Männerbeine, die so gegenstandslos an die grauschmutzige Wand eines Hauses in Basel gepinelt waren und die das erstaunte Kopfschütteln so vieler Fremden verursacht hatten, die davorgestanden. Erst vor einigen Jahren ließ der Besitzer das Haus neu herantupfen und dabei die Beine überlinden. Das Gaffen der verwunderten Fremden war ihm auf die Nerven gegangen.

Der junge Maler aber, der hier sein erstes Wandgemälde „verbrochen“ hat, wurde der berühmte Hans Goldbein d. J., dessen Monumentalgemälde heute eine Fierde der ersten Gemälgalerien der Welt sind.

Besser abends - aber auch morgens

Chlorodont

Klischees Verlag
für Reklamawerke
Bücher, Scherenspiele
& Reichsungen

Münchener
Klischee-Anstalt

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

1erprobes Rezept:

Zur Vorrede, Schwäche 1918 & **Repursan**® 100 Teile, RM, 500
Grenz 6.8, Mann, 1. Weiss 6.8, Brant, Autolind, Schmitt zu Proh. 1019, 1014
Veredel. Ohse A. Inond, Gersch, Fricke, Wilh. - Apotheker, Berlin - Charlotz. Block 166

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

Zu nebenstehendem Bild:

„Auf einmal dieses Hundewetter — da muß ich mir jemanden einladen, der recht trockene Witze macht!“

Gemälde

Leinwand, vorzüglich
Hölzer, Bilder ab 1000
Kgl. Galerie-Odeon
Hölzer, Odeonstr. 17
Tel. 27863

Daunendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daun, en,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilitzstr. 25

Dichter

warum so
traurig?

Schicht
unters
heitere
Mufen-
hinder!

Die Schriftleitung



A. Fiebiger

Ein Weihnachtsmärchen

Frei nach dem Russischen von Michail Sozschjchenko

Heutzutage schreibt man keine Weihnachtsmärchen mehr. Alle Legenden und Wunder bar sämtlich die Aufklärung verschlungen. Aber immer noch spürt und dichtet die nüchterne Wirklichkeit Geschichten wie diese, die jüngst zur Weihnachtszeit einem Arzt passiert ist. Das war so: Der Arzt sitzt und wartet geduldig auf Patienten. Endlich kommt einer. Ein Mann in mittleren Jahren und klagt über Beschwerden. Das Herz, sagt er, läßt manchmal aus, und überhaupt, er spürt, daß er bald sterben werde. Unser Arzt untersucht und findet nichts dergleichen. Der Kerl ist vollständig gesund wie ein Ochse, rosig und das Schnurebärtchen nach oben gedreht. Der Doktor verschreibt also Valeriantropfen, verlangt 70 Kopeken. Und schüttelt den Kopf. So trennen sie sich.

Tags darauf erscheint bei dem Arzt ein altes Weiblein im schwarzen Kleid. Schnäuzt sich umständlich und heult. Sagt: „Gestern kam zu Ihnen mein geliebter Neffe Wajilij Ledencov. Und denken Sie, heute Nacht ist er gestorben. Kann ich einen Totenschein für ihn bekommen?“ Der Arzt flugt: „Das ist sehr merkwürdig! An Valeriantropfen stirbt selten jemand. Ich muß die Leiche sehen!“ Die Alte sagt: „Sehr gut, kommen Sie mit mir. Es ist nicht weit.“ Der Doktor rafft seine Instrumente zusammen, zieht die Gummischuhe an und geht mit der Alten. Sie steigen zum fünften Stock. Von weitem schon riecht es nach Weibrauch. Die Leiche liegt auf dem Tisch aufgebahrt. Kerzen brennen ringsum. Die Alte verkriecht sich in eine Ecke und beginnt zu grinsen. Dem Arzt wied es schummerig zu Mute. „Diesmal hab ich schwer daneben gegriffen, ich alter Esel! Und das alles für 70 Kopeken!“ Sezt sich, schreibt schnell den Totenschein und macht sich schleunigst davon.

Unten am Hoftor fällt ihm ein — er hat die Gummischuhe vergessen. „So ein Pech — für 70 Kopeken, muß ich da nochmals

hin aufklettern!“ Die Tür steht offen. Und da sieht er: die Leiche Wajilij Ledencov sitzt auf dem Stuhl, schmirt sich die Schuhe und streitet über irgendwas mit der alten Tante. Und diese geht um den Leidentisch herum, drückt die Kerzen aus und leckt sich jedesmal die Finger. Der Arzt wundert sich harr, er will vor Schreck aufschreien, besinnt sich aber, läßt seine Gummischuhe im Strich und stürzt davon. Zu Hause fällt er auf ein Sofa und flap-

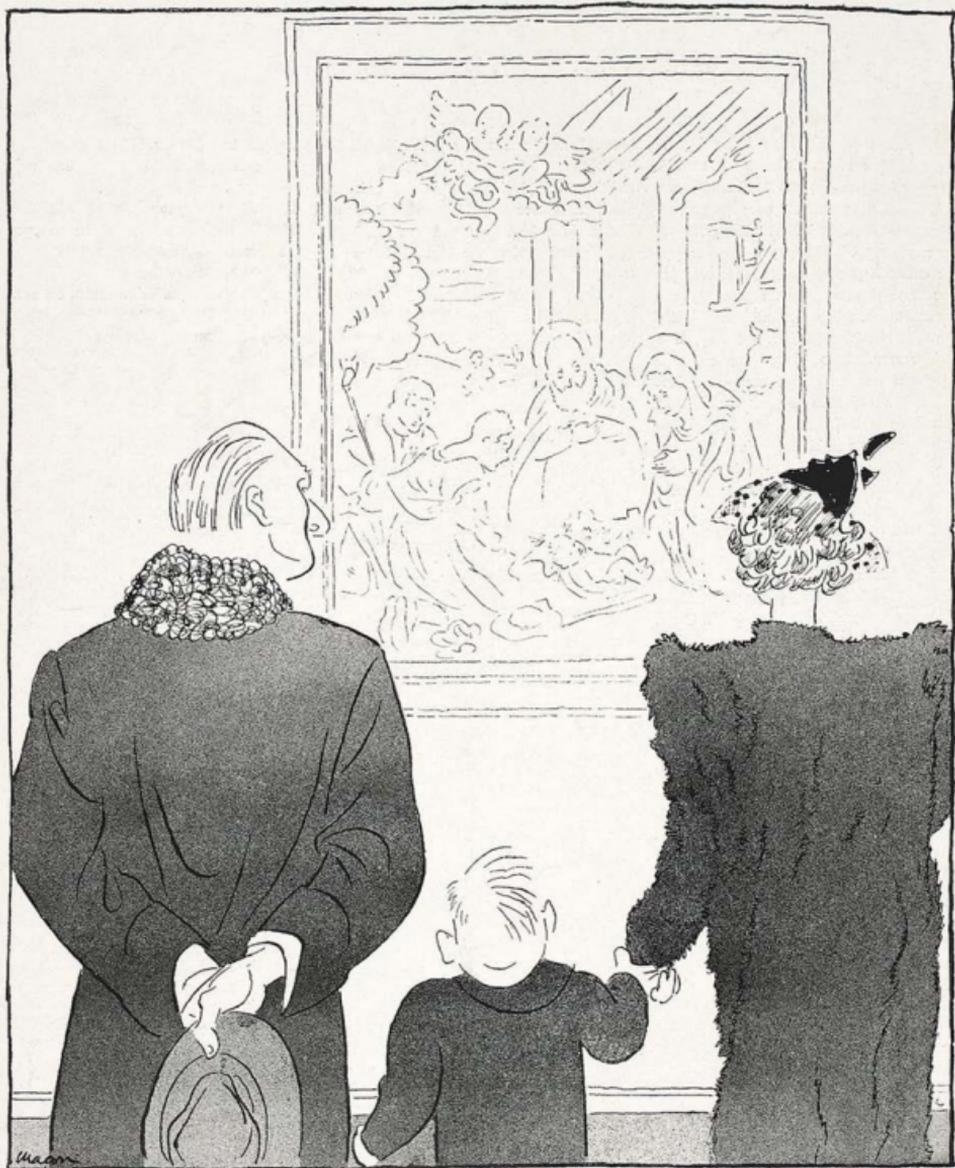
pert mit den Zähnen. Dann nimmt er Valeriantropfen, beruhigt sich und ruft die Polizei an.

Am nächsten Tag wird die Sache geklärt: Wajilij Mitrofanowitsch Ledencov hat 5000 Rubel Staatsgelder unterschlagen und gedachte damit ein neues, großes Leben zu beginnen. Aber da kamen die verfluchten Gummischuhe dazwischen. Diese wurden dem Arzt zurückgebracht, genau am heiligen Abend.



Rosengasse in Telfs

A. O. Köpf



Maçon

„Mutti, warum hat denn das Christkindl keine Kleider an?“
„Weil es doch ganz arm auf die Welt gekommen ist.“
„So, aber von Tizian konnten sie sich malen lassen!“